

Aus schweizerischer Dichtung : Carl Friedrich Wiegands "Niederländische Balladen"

Autor(en): **Falke, Konrad**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 7

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Schweizerischer Dichtung.



Carl Friedrich Wiegands „Niederländische Balladen“.

Won den „Niederländischen Balladen“, die Carl Friedrich Wiegand vor kurzem bei Huber & Co. in Frauenfeld herausgegeben hat, sind den Lesern der „Berner Rundschau“ bereits einige Proben bekannt; außerdem hat der Autor im ersten Heft dieses Jahrgangs sein theoretisches „Wort zur Balladendichtung“ gesprochen. Die ersten Verse, auf die in dem höchst geschmackvoll und originell ausgestatteten Bande unser Auge fällt, wiederholen jenes theoretische Glaubensbekenntnis in dichterischer Form: „Nur aus tausendjährigen Trümmern steigt ein tausendjähriges Reich; wird die große Sonne bleich, siehst du alle Sterne schimmern.“ Was anderes ist mit der großen Sonne gemeint als die allgemeine grelle Gegenwart, in der wir wie in einer seelischen Blendung leben; was anderes mit den Sternen als die bedeutenden Einzelereignisse, die aus der Nacht der Vergangenheit, im eigenen Glanze nachleuchtend, immer wieder vor dem rückgewandten Blick auftauchen?

An diesem Firmament alles Gelebten, das jeder Mensch mehr oder weniger entwölkt in sich trägt, hat Wiegand eifrig Umschau gehalten und dabei in der niederländischen Geschichte eine besonders sternreiche Zone entdeckt; wohl als erster hat er die hier versprengten Funken in der Welt der Kunst wieder zu kleinen Sonnen entzündet. Man hört die Glut des Kampfes und der Liebe prasseln bei Gedichten wie „Jan van Schaffelaar“ und „Floris von Holland“, und der Sang vom „Roten Korsar“ ist eine Raserei in brennendem Scharlach; diese und andere Stücke werden besonders beim Vortrag ihr Glück machen und dem Buche aus der Zahl derer Freunde werben, die am mannlichen Draufgehen mit Schwert und Schild noch ihre gesunde Freude haben. Aber neben diesen gut gearbeiteten und scharf auf die Wirkung gezielten Balladen im populären Sinne stehen Dichtungen intimster Art: Wiegand kennt nicht nur die in der Erscheinung vor sich gehende, sondern ebensogut die hinter aller Erscheinung, in der Tiefe des Seelischen sich abspielende Ballade, jenen dramatischen Konflikt in potentia, der an die Oberfläche der Dinge nur geringe, aber symbolisch bedeutungsvolle Reflexe wirft, und in dieser großen Spannweite des Empfindens liegt der eigentliche Reiz seines neuen Gedichtbuches.

Eine Ballade, „Der gespaltene Spiegel“, die in ihrer Pointe die magische Einwirkung eines seelischen Vorganges auf die Körperwelt zeigt, steht sozusagen in der Mitte zwischen den beiden Polen. Ein Liebespaar erblickt, nach dem Abschied für immer, noch ein allerletztes Mal jedes das Bild des andern im Spiegel des Zimmers; unter dem Flammenstrahl der sich begegnenden Blicke springt das Glas in Splitter: das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, des seelischen Eins im Andern-Leben ist zerrissen! Dieser durch den anfänglich verblüffenden Schluß geoffenbarte symbolische Gehalt erlaubt eine geradezu unerschöpfliche Ausdeutung; das Motiv als solches zeigt sich negativ verwandt mit jenen alten, ebenfalls in Balladenform auftretenden Sagen, die der Weiblichkeit eine im Materiellen produktive oder doch wenigstens festigende, formende Wirkung zuschrieben (ein von einer reinen Jungfrau gewobenes Hemd macht den Krieger unverletzlich; die Jungfrau Walpurga hängt ihre Sichel an einen Sonnenstrahl; der keuschen Frau des hohen Bramen ballt sich bei Goethe das Wasser in der Hand zum Kristall!).

Weniger gewaltsam und überraschend, den Leser oder Hörer allmählich zum Glauben an das poetische Gleichnis überredend, ist „Das erloschene Altarbild“; es darf als die Perle der ganzen Sammlung bezeichnet werden. Auf das Antlitz seines toten, in der Kirche aufgebahrten Weibes legt Graf Reynald ein feines Linnen, in das nach drei Tagen die Sonnenstrahlen ihr Bildnis eingestochen haben; er birgt das Bild zu täglicher Andacht in einem güldenen Altarschranke, bis er, am Tage nach seiner Wiederverheiratung, das Linnen leer findet. Liegt nicht die ganze Tragik des Lebens, vor dessen rücksichtslosen Forderungen auch süßestes Erinnern verblassen muß, in dieser Ballade ausgesprochen? Der hier nur angetönte, in allem menschlichen Sichzusammenschließen und der Vergänglichkeit Anheimfallen waltende geheimnisvolle Rhythmus gelangt zur stärksten Verbildlichung in „Gilia und Ruward“. Wie das vom Henker Rücken zu Rücken geschnürte Liebespaar den Strom hinabtreibt, bald er, bald sie mit dem Antlitz nach oben, so treiben unsere Seelen halb in Wahl und halb in Qual im Strome des Daseins. Die Ballade kehrt hier, nach der Spiralenwindung durch die Zeitlichkeit, auf erhöhter Warte zu ihrer ursprünglichen Bedeutung zurück: sie wird, in metaphysischem Sinne, wieder Tanzlied! Auf dem Wege, auf dem die Natur sich zu symbolischer Bedeutung erhebt, dringt der Dichter zuletzt in die Natur selbst ein, und in Gedichten wie „Schiffe, die nachts vorüberfahren“, „Das Grab am Meer“, „Die Möwe“ langt er bei der Ballade des unbewegten Lebens an. Er kennt die Momente, wo die Gegenwart mit der bloß seelisch vernommenen Sprache des Schweigens zu uns spricht, wo die Welt der

Erscheinung von vergangenen und künftigen Handlungen wunderbar erfüllt ist. Er hört jene geheimen Schicksalsentscheidungen in irgend einem Moment über irgend etwas erinnert oder verkündet werden . . .

Neben diesen Balladen stehen volksliedartige Stücke und Stimmungsbilder, in denen der Landsknecht (wie ihn uns Ferdinand Hodler sehen gelehrt hat) eine große Rolle spielt. Wir lenken noch die Aufmerksamkeit des Lesers auf das menschlich grauenhafte „Torfschiff von Breda“ — in einem Schiff versteckte Krieger erwürgen während der Visitation durch feindliche Wachen die Kranken, Hustenden unter ihnen, um unentdeckt zu bleiben — sowie auf das menschlich schöne Hohelied der Liebe „Emma und Eginhard“ — Kaiser Karl überrascht seine Tochter Emma, wie sie ihren verbannten Liebsten barfuß durch den Winter Schnee ins Schloß trägt, und ruft, von eigenem Erinnern gerührt, selbst das Haus zum Brautfest auf. Man sieht, es fehlt in dem Bande nicht an Abwechslung; freilich verlangen (und lohnen!) die meisten dieser „Adolf Frey, dem Dichter und Menschen zugeeigneten“ Gedichte als originelle Schöpfungen ein tieferes Sichversenken. Das Publikum, das sie sich zweifellos schaffen werden, dürfte nicht das schlechteste sein! Konrad Falke.

Joost van Hee.

Die Not war groß in Zierikzee.

„Sei unser Retter, Joost van Hee!“

Kein Boot verläßt die Hafenstadt,
Das Alba nicht geentert hat.

Es schwimmt kein Schiff vom Uferland,
Das nicht im Nu in Flammen stand.

Wer ist's, der Albas Netz durchsticht?
Schaut auf! Ein Geusen Schiff in Sicht . . .

Da warf sich in die kalte See,
Gewarnt, umjauchzt: Herr Joost van Hee!

Vier Stunden stürzt der Wellenkamm
An seine Brust. Er rang und schwamm —

Der Tag verblaßt. Es kommt die Nacht.
Er schwimmt durch Albas Flottenwacht . . .

Die See geht hoch. Sein Arm wird matt.
Er trägt am Hals den Plan der Stadt.

Er trägt im Haupt den kühnen Plan
Zum Durchbruch für den Rettungskahn.

„Halt aus, mein Arm! Mein Herz, halt aus!
Ich hab ein junges Weib zu Haus.“

Es schwimmt sein Leib. Es schwimmt sein Geist.
Sein Blut im Herzen steht vereist.

Kein Halmbreit Rettung! Nacht und Meer
Rauscht da im Sturm ein Boot daher?

Er greift, eh' ihn die Kraft verläßt,
Mit starrer Faust das Fahrzeug fest.

Er blickt ins Schiff, fahl wie der Tod,
Und wirft den Plan der Stadt ins Boot.

Und schreit hinauf zum Steuerplatz
Mit letzter Kraft das Wort: „Entsatz!“

Dann sank er unters Geusen Schiff,
Eh' eine Hand die seine griff . . .

Aus dunkler Tiefe kam ein Schrei —
„Auf, Geusen, macht den Hafen frei . . .“

Die Nacht wird klar. Die See schäumt rot —
Herrn Albas Flotte raucht und loht. . .

Der Schweiger.

Einsam lag Draniens Arbeitszimmer.
Von der grünen Flut der kühlen Gracht
Ziel das Licht des Tags in fahlem Schimmer
In sein Fenster, wie ein Schein der Nacht. . .

Lautlos zog ein Schiff mit dunklen Linnen
An dem Haus vorüber, durch die Flut —
Und Dranien saß in ernstem Sinnen
Am Kamin und starrte in die Glut. . .

„Wer mag froh den Strahl des Tages schauen,
Der mein Volk in finstern Kerkern bleicht?
Selbst dem Freund nicht — kann ich, darf ich trauen —
Komm, mein Hund, du bleibst, wenn alles weicht!“

Kluger Spitzkopf! Stellst die Dreieckohren?
Ziehst die Lippe auf und zeigst den Zahn?
Zürnst du, weil man dir das Fell geschoren?
Warum knurrst du? Bellst den Herrn gar an?

Paß den Spanier! Würg die Hentferbande!
Laß von unseren Rechten keinen Zoll!
Zeig die Zähne! Jag sie aus dem Lande!
Zerrst auch mich? Mein Hündlein, du bist toll. . .“

Geisterkalt berührt in Genick und Rücken,
Blicke jäh Dranien hinter sich,
Sah im Zwiellicht eine Klinge zücken,
Steil erhoben eine Faust zum Stich —

Stand wie Stein und starrte! Kalt und erzen
Hob sein Haupt sich aus dem dunklen Tuch —
Schweigen ringsum. Flammen in den Herzen,
Sprühten nur die Augen Tod und Fluch!

Von dem Blick des Feldherrn schamgebogen,
Wich der Spanier rückwärts bis zur Wand,
Stieß den Dolch, den er zum Mord gezogen,
Tückisch in ein Bildnis und verschwand. . .

Der Blaue Turm von Westerveld.

Wo liegt das Schloß von Westerveld? —
Am Nordseestrand, weit aus der Welt!

Warum sank es in Schutt und Kies? —
Weil Haemstee seinen Sohn verstieß.

Wer hat das Feuer in der Nacht
Auf seinem alten Turm entfacht?

Der Blaue Turm von Westerveld
Mit Flammenglast das Meer erhellt.

Der alte Haemstee steht im Wind
Und spricht mit seinem fernen Kind:

„Für dich, mein Piet, halt ich die Wacht,
Für dich ist Flamm' und Glut entfacht!

Er soll es wissen, tief im Grab,
Wie lang ich schon vergeben hab.

Und lebt er noch in Sturmgefahr,
Er soll es wissen, wie weiß mein Haar.

Fühlt er denn nicht, wie ich verwaist,
Daß er doch endlich heimwärts reist. . .“

Der Sturm springt auf. . . Auf hohem Meer
Geht manchem Mann der Atem schwer.

Piet Haemstee selbst das Steuer hält:
„Heut komm ich heim nach Westerveld!

Fänd ich den alten Vater noch —
Trog Hohn und Fluch! Ich käme doch!“

Die Nacht ist schwarz. . . Es heult der Sturm.
Am Strand brennt hell ein Feuerturm.

„Piet Haemstee, kennst du dieses Licht?
Das ist Alt-Egmonds Leuchtturm nicht!“

„Herr Piet, die Stunden sind gezählt;
Wir haben unsern Kurs verfehlt. . .“

„Ein Irrlicht, Herr, gradaus — ein Riff!
Nordwärts, Kaptein, muß unser Schiff!“

„Schweigt still! . . . Ich hab den Kurs gestellt;
Heut fahr ich heim nach Westerveld. . .“

Auf Westerveld wird einer fahl;
Im Meer erschien ein Notsignal. . .

Der alte Turm glüht rot wie Blut.
 Ein fremdes Schiff kämpft mit der Flut.
 Die Tiefe braust! Der Himmel loht!
 Kein Retter und kein Rettungsboot!
 Die Brandung kommt ins Land gerannt,
 Legt einen Menschen auf den Sand.
 Der alte Haemstee weint und kniet
 Beim toten Piet.

Das erlöschene Altarbild.

Ihr Sarg stand auf den roten Sandsteinfliesen
 Der Grabkapelle — und das Frühjahrslicht
 Fiel durch das Maßwerk und die schmalen Sprießen
 Des Kirchenfensters auf ihr Angesicht . . .

Graf Reynalt stand und sah den Lichtschein rinnen
 Und maß die Bahn vom Sarg zum Himmelblau . . .
 Dann legte er ein spinnwebfeines Linnen
 Aufs bleiche Antlitz der entschlafnen Frau.

Drei lange Tage sank in vollen Garben
 Der Strahl der Sonne in den Totenschrein
 Und stach in überirdisch zarten Farben
 Das Bild der Toten in das Tuch hinein . . .

Geheiligt, wie Johannes an dem Grabe
 Des Herrn erschauernd stand in Osterfrüh,
 So nahm der Graf das Bild als Himmelsgabe
 Und sank, in Andacht weinend, auf das Knie.

In einem güldnen Altarschrank geborgen,
 Als Heiligtum und Labsal seiner Pein,
 Schloß er, nach stiller Messe, jeden Morgen
 Sein Wunderbild vor fremden Blicken ein . . .

Nach Jahren war's — da fiel mit lahmer Schwinge
 Ein wilder Schwan vor ihm aufs Rosenbeet —
 „Sei mein Gefelle, Schwänlein“, sprach er, „bringe
 Mir Glück und Segen, eh mein Stamm vergeht . . .“

Da wuchs sein Glück! Er hob das Haupt im Danke
 Er trug das Sonnenlicht auf Schild und Speer!
 Doch ach — in seinem güldnen Altarschranke
 War tags darauf das weiße Linnen leer . . .

